

Wie Geistliche ihr Handwerk lernen

Das Theologische Seminar in Herborn

Jahresbericht der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau 2011



Foto: Eva Giovannini

Im Theologischen Seminar Herborn werden Vikarinnen und Vikare ausgebildet. Sie haben ihr Theologiestudium an der Universität beendet und sind auf dem Weg ins Pfarramt. Das Schloss beherbergt auch eine bedeutende reformatorische Bibliothek und ist seit seiner Renovierung 2003 auch Tagungshaus. Eva Giovannini (Fotos) und Georg Magirius (Text) haben danach geforscht, wie man das eigentlich lernt: Taufen, Beerdigen und für die Seele anderer sorgen?

Wer in das alte Gemäuer tritt, ist überrascht: Das Schloss wirkt nicht etwa museal, sondern hell und warm. Das 1307 erstmals urkundlich erwähnte Gebäude hat den Charme der Eigenwilligkeit aber auch nicht völlig abgelegt. Jedes Zimmer ist ein Unikat, auf ganz eigene Weise geschnitten. Außerdem herrscht ein Gewirr von

Gängen, immer neue Winkel lassen sich entdecken. Wo eigentlich ist das Zentrum? Pendelt man zwischen den Ebenen, kann einen Schwindel erfassen, die Treppe nämlich windet sich durch einen Turm. Doch egal, wohin man auch geht – früher oder später gelangt man immer wieder in den Essensraum.

Vikare in der Kuckucksuhr

Beim Abendessen sitzt eine Gruppe der Uni Frankfurt, einige Flaschen signalisieren: Der Abend wird mit Rotwein gefärbt. An der Wand steht stoisch ein Ritter, die Kuckucksuhr an der Wand ruft – aus ihr treten Vikare in Talaren, um eine kleine Runde zu drehen. Vielfach größer sind die angehende Pfarrerinnen und Pfarrer, die nun eintreffen, ihre Gesichter von der eben geleisteten Seminararbeit leicht gerötet. Bald stehen die ersten wieder auf: „Sprecherziehung!“ Es trifft sich die Gruppe derer, die die Resonanz der Stimme stärken wollen. Danach schärfen andere die Artikulation. Später sehen sich viele im Seminarraum wieder – selbst am späten Abend noch! Mit Beamer wird ein höchst lebendiges Kommunikationsgeschehen auf die Leinwand geworfen, begutachtet und diskutiert: eine Fußballübertragung.

„Wir sind keine Träumer“

„Im Zentrum steht die theologische Ausbildung“, sagt Peter Scherle, Direktor des Seminars und Professor für Kirchentheorie. Er und weitere drei Dozenten unterrichten die angehenden Geistlichen, dazu kommen eine Kirchenmusikerin und eine Regionalmentorin. Die Ausbildung im Seminar ist ein Teil des Vikariats – neben dem Lernen in der Kirchengemeinde und dem Unterrichten in der Schule. Die Lernphasen erstrecken sich oft über mehrere Wochen, erfolgen aber nicht in weltabgewandter Einkehr. „Wir sind keine Träumer“, versichert Scherle, auch wenn das Schloss ein wenig über der Stadt zu schweben scheint. Seit das Gebäude Tagungshaus ist, sind oft auch während des Seminarbetriebs Kirchenvorstände anzutreffen, Schulfestgruppen, die Polizei, Firmen oder Banken. So werden die Kosten für die Ausbildung gesenkt. Die Auslastung soll so hoch wie möglich sein, die Seminargruppe jedoch hat immer Vorrang. „Wir würden niemals eine Seminarphase auslagern“, sagt Scherle. „So einen potenten Kunden kann es gar nicht geben. Pfarrer und Pfarrerin – das ist doch der Kernberuf der Kirche!“



Foto: Eva Giovannini

Keine Monumente aus Stein

Die seminaristische Ausbildung ist in so gut wie allen Kirchen auf der Welt üblich. Das typisch Protestantische in Herborn: Es gibt keine lehramtliche Meinung, auf die irgendjemand eingeschworen werden würde. Außerdem sind die Dozenten ständige Begleiter, gestalten Seminarwochen oft gemeinsam, was innerhalb der Evangelischen Kirchen in Deutschland einmalig ist. „Wir streben kein feststehendes Können an, sondern fördern intersubjektive Verständigungsprozesse“, sagt Scherle. Überzeugungen sind also keine Monumente aus Stein, sondern geraten immer wieder in Bewegung – „zum Beispiel dank kollegialer Beratung von Praxisdokumenten“. Bilder und Vorstellungen von sich und den Dingen sollen im Austausch mit anderen hinterfragt und entfaltet werden. So lernt man, sie vor anderen zu verantworten und für sie einzustehen. Dass die Ausbildung nicht etwa das Ideal eines Einheitspfarrers fördert, bestätigt Vikarin Sarah Kirchhoff: „Wir sind 17 Meinungen bei 17 Gestalten.“



Foto: Eva Giovannini

Gefrorene Schmetterlinge

Verständigung als fortlaufender Prozess – die Seminarphilosophie gilt offenbar nicht nur für Seminaristen. „Während unserer Seelsorgewochen hat die Küche extra für uns auf leichte Kost geachtet“, erzählt eine Vikarin. „Wir aber haben so viel gegessen wie noch nie, uns immer nachgeholt.“ Annäherungen an das Mysterium Seele können offenbar hungrig machen. Und auch die Dozenten selbst kommen mit dem Lernen an kein Ende. „Das habe ich noch nie gehört“, staunt Seelsorgedozentin Gudrun Janowski über die ihr bislang unbekannt, sich offenbar vor allem in Rheinhessen ausbreitende Sitte der gefrorenen Schmetterlinge. „Vor der Trauung sind die Tiere eingefroren, und bis zum Segen sind sie aufgetaut und beginnen zu flattern.“ Wie auf solche Wünsche von Brautpaaren angemessen reagieren? Nicht nur deshalb ist für Seminardirektor Scherle der Beruf hochanspruchsvoll. „Fast alle Handlungen sind öffentlich und sehr existenziell.“ Und dann ist da auch noch die Sache mit den Gefühlen – und der Bereitschaft, sie nicht wegzureden. „Ich selber hatte als Vikar erst einmal Angst vor der Grundschule“, bekennt Scherle. „Wer sagt, er habe niemals Angst, der macht sich etwas vor.“

Lernen ohne Glaubenskontrolle

Die Ausbildung am Seminar ist keine praktische Umsetzung eines an der Universität angeeigneten Wissens, sondern viel mehr, nämlich „theologisch vertiefte Reflexion.“ Wie man Glauben wecken kann, lässt sich allerdings nicht lehren, ist Scherle überzeugt. „Das ist dem Geheimnis anheimgegeben.“ Den Glauben anderer zu respektieren – das lässt sich schon einüben. Die tägliche Andacht zeigt die Vielfarbigkeit des Glaubens: „Wir bilden kein Gemeindemanager aus.“ Ab 2012 wird das Lernen im Seminar neu ausgerichtet, in die Ausbildung werden etwa geistliche Mentoren einbezogen. Jeder Vikar kann dann ohne Kontrolle, also unabhängig von Dozenten oder Kirchenleitung reflektieren, was das heißt: Die frohe Botschaft verkündigen und für sich gelten lassen. Natürlich sei da auch die Vorgabe, jedes Jahr einen Prozent einzusparen. Dazu stehen noch gravierendere Einsparungen infolge der anstehenden Zusammenarbeit mit der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck an. Dennoch gilt: „Auch unter dem nicht angenehmen Einspardruck ist verantwortungsvolles Lernen möglich.“

Wasser nicht zu knapp!

Wie Geistliche das Taufen lernen

Wer nach der höchsten Taufdichte in Deutschland sucht, wird womöglich in der Herborner Schlosskapelle fündig. Innerhalb weniger Minuten wird rund 25 Mal der Taufritus vollzogen. Stets ertönt die alte Formel, dazu schöpft eine Hand Wasser aus dem Taufbecken und lässt es über den Kindskopf träufeln – ein Hand-Werk im echten Sinn des Worts. Um es zu erlernen, besetzen die Vikarinnen und angehenden Pfarrer alle Rollen: Mutter, Vater, Paten, Gemeinde, Liturg. Nur die beiden Babys bleiben immer sie selbst, die es den Übenden nicht zu schwer machen sollen: „Ich habe die Sprechfunktion irgendwann einmal ausgestellt“, sagt Hans-Erich Thomé, Professor für Homiletik und Liturgik. Für die Vikare kann es freilich nicht anspruchsvoll genug sein, rasch wird überprüft, ob die Schreibvorrichtung der Babypuppen nicht doch noch aktiviert werden könnte.



Foto: Eva Giovannini

Regel eins: Rechtshänder stehen immer rechts

Eine Taufe wird oft von ganz praktischen Fragen bestimmt: „Wann ziehe ich dem Baby die Mütze ab?“, fragt eine Patin. Eine Mutter wirkt verblüfft: „Plötzlich musste ich mein Kind abgeben, aber ich wollte nicht!“ Unwillig blickt ein Vater aufs Geschehen zurück: „Wer ist hier eigentlich der Vater? Ich bin doch Vater, ich war völlig überflüssig.“ Eine Väterrevolte bricht aus, denn andere Vikare, die nicht nur im Rollenspiel Vater sind, bestätigen den Eindruck von der Taufe ihres eigenen Kindes. Also darf der Mann sich nun einmal zwischen Pfarrerin und der das Kind haltenden Patin stellen. „Und?“, fragt Thomé. Erleichtertes Kopfnicken desjenigen, der den Status der Randfigur verlassen hat. Aber natürlich ist und bleibt das Kind im Mittelpunkt: Soll es eigentlich aufs Wasser schauen oder in das Gesicht der Pfarrerin? Eins ist sicher, für den Liturgen gilt: Rechtshänder stehen immer rechts vom Kind.

Auf heitere Weise konzentriert

Unaufhörlich wird zwischen Spiel und Realität hin- und hergesprungen. Heftiges Lachen! „Jetzt wieder ernst“, mahnt Tauflehrer Thomé. „Sonst ist da kein Lerneffekt.“

Die Männer und Frauen geben nach jedem Taufakt dem Geistlichen ihren Eindruck wieder, sehr prägnant – auch kritische Töne sind zu hören. Doch niemand wirkt verletzt. „Weil es kein richtig oder falsch, sondern nur ein angemessen gibt“, sagt Thomé. Ein- und dieselbe Taufe würde oft ganz unterschiedlich empfunden. Vielleicht ist die Atmosphäre auch deshalb auf heitere Weise konzentriert, weil sich die angehenden Geistlichen nicht als Glaubensperfektionisten verstehen. In der Andacht am Morgen hatte Michelle Sievers ihre Kollegen ermuntert, anderen vom eigenen Glauben zu erzählen. Und sie überlegte: „Aber wie ist das eigentlich mit den eigenen Zweifeln?“ Auch davon könne man erzählen. Eine Pfarrerin ist schließlich nicht verletzungsresistent.

Wasser nicht zu knapp!

Vikar Markus Eichler hebt vor der Taufe die wohlwollende Kraft des Wassers hervor, spricht vom Spaß, den das Element etwa beim Baden bringen könne. Der Dozent regt an, um die Taufe nicht zu viel Worte zu machen, sondern lieber das Wagnis einzugehen, dem Symbol ohne „vorbeugende Verständnissicherung“ zu trauen. Die Urkraft der Handlung könne seinen schillernden Charakter womöglich so viel besser entfalten. Wasser stehe nicht nur für Lebenskraft, sondern zugleich auch für Bedrohung, Tod, Angst, Untergang und für das Wiederauftauchen aus der Angst. „Man muss deshalb den Babykopf auch nicht gleich zärtlich abwischen“, sagt er. Außerdem: Wasser nicht zu knapp! Man darf ihm ruhig auch kraftvoll Schwung verleihen. Leben und Tod – sie scheinen oft unergründlich miteinander verwoben. Markus Eichler jedenfalls leuchtet das kraftvolle Taufen ein und fühlt sich plötzlich an das Handwerk Beerdigen erinnert: „Da haben wir ja die Erde auch richtig auf den Sarg platschen lassen!“

Großes Ohr und kleiner Mund

Warum Sarah Kirchhoff und Stefanie Bischof den Beruf der Pfarrerin ergreifen



Foto: Eva Giovannini

„Man kann von hoch oben auf die Erfahrung in der Gemeinde schauen“, sagt Sarah Kirchhoff über die Seminarwochen. Sie ist Vikarin in Hochheim am Main. Am Rhein wiederum, in Oestrich-Winkel, ist ihre Kollegin Stefanie Bischof tätig. Beide fühlen sich am Ziel, endlich bei dem, weshalb sie über Jahre unter anderem alte Sprachen wie Hebräisch und Griechisch erlernt haben. „Ich habe gern studiert“, sagt Bischof. Doch nun liege die „Theologie als Laborsituation“ hinter ihr. „Natürlich wollen wir alte Bärte abschneiden!“, sagen sie, um dann zufrieden festzustellen, dass im Kurs schon mal so gut wie niemand einen hat. „Die Kirche wollen wir voranbringen!“, sagt Kirchhoff. Doch nur nach vorne stürmen – das tut sie nicht. Gleich zweimal sagt sie im Gespräch: „Ich möchte noch auf eine Frage von vorher antworten.“

Einfach menschlich sein

Traditionell hat jeder angehende Geistliche in Herborn sein Verständnis von Seelsorge zu töpfern. Die 28-Jährige hat einen Stuhl geformt: „Im Lungensanatorium habe ich das konkret erlebt, als ich mir oft einen Stuhl nahm und mich neben die Menschen setzte.“ Sie will sich nicht mahrend und mit der Attitüde der Allwissenheit um Menschen sorgen, sondern zuhören – auf Augenhöhe. „Das ist es aber nicht allein, es geht auch um die Anwesenheit Gottes in der Rolle als Pfarrerin.“ Für Kirchhoff sind diese Begegnungen ein Reichtum, wozu auch Schweres gehöre. „Man redet ja nicht über das Wetter, sondern da sind Sehnsucht, Tod, Lebensmut und Unmut.“ Ihre Kollegin Stefanie Bischof hat ihr Verständnis von Seelsorge zu einem großen Ohr und einen kleinen Mund getöpft. „Ich will reden, denn ohne Worte geht es nicht, vor allem aber wahrnehmen und achtsam sein.“ Auch auf sich selbst schaut sie aufmerksam: „Wenn man das Eigene eingeordnet hat, kann man mehr beim andern sein.“ Und plötzlich ist sie ganz Ohr für sich, zögert, überlegt. Und dann: „Der Beruf der Pfarrerin ist erlernbar bis zu einem bestimmten Grad. Aber ich glaube, es gibt Bereiche, wo es einfach nur noch gilt, menschlich zu sein.“



Foto: Eva Giovannini

„Ich warte auf den ersten Vikar im Rollstuhl“

Antje Lah leitet das Tagungshaus



„Als Leiterin des Tagungsbetriebes bin ich für so gut wie alles zuständig. Ich will ansprechbar sein, bin auch beim Essen dabei. Beim Nachtisch kann man mit Gästen vieles oft am besten besprechen. Nicht wenige Gäste kommen aus dem Rhein-Main-Gebiet. Einige freuen sich, den Dresscode abzulegen und Freizeitkleidung zu tragen. Man kann sich aber auch besonders fühlen. „Ich habe das Turmzimmer, ich bin eine Prinzessin!“, hat eine Frau einmal gesagt. Jedes Zimmer ist anders geschnitten, das ist charakteristisch, erschwert aber auch die Abläufe beim Reinigen, da lässt sich keine hohe Effizienz erreichen. Das Haus ist leider nicht behindertengerecht, ich warte nur auf den ersten Vikar, der im Rollstuhl sitzt. Das ist ein Nachteil, da muss in Zukunft etwas geschehen. Mein Mann kommt aus Herborn, er erzählt, früher habe man gar nicht recht gewusst, was denn im Schloss sei. Die Woche über waren Theologen da, am Wochenende war das Schlosstor zu. Wir wollen es öffnen, haben einen Tag der Offenen Tür, richten auch Familienfeiern für Herborner aus, es gibt Konzerte und einmal war auch schon ein Rittermusical für Kinder.“

Revolutionärer

Aufbruch

Die Bibliothek der Hohen Schule

Im Herborner Schloss befindet sich nicht nur die Bibliothek des Theologischen Seminars, sondern auch die Bibliothek der 1584 gegründeten Hohen Schule. An ihr lehrten große reformierte Theologen wie Olevian, der bedeutende Bibel-Übersetzer Piscator und der Staatstheoretiker Althusius. Die älteste Handschrift der Bibliothek stammt aus dem 10. Jahrhundert, viele Drucke sind aus der Zeit, als der Buchdruck erfunden wurde. Ungewöhnlich ist auch die -



Foto: Eva Giovannini

Flora Herbornensis, in dem ein Herborner Apotheker vor 300 Jahren die Flora der Herborner Umgebung in Kupferstichen dargestellt hat. Georg Magirius sprach mit Gudrun Thiel-Schmidt, der Leiterin der Bibliotheken.

Fühlen Sie sich als Hüterin alter Schätze?

Für mich ist in erster Linie die moderne Ausbildungsbibliothek wichtig, die übrigens jeder kostenfrei nutzen kann, das wissen viele gar nicht.

Sie haben also auch viel mit Menschen zu tun?

Als meine eigentliche Aufgabe verstehe ich es, zwischen Buch und Mensch zu vermitteln. Viele sind von der Flut der Literatur erschlagen, die Kunst ist es dann, nachzufragen, um das Richtige empfehlen zu können. Das ist wichtiger als jede Bibliothekstechnik.

Aber Sie kümmern sich auch um die alten Schätze der Hohen Schule?

Natürlich! Wir wachen über Temperatur und Feuchtigkeit. Das sind knapp 3800 Bände, aber etwa achttausend Titel. Um Druckkosten zu sparen, hat man damals nämlich oft mehrere Bücher hintereinander gebunden, das sind also mehrere Titel in einem Band. Deshalb entdecken wir manchmal uns noch unbekannte Titel. Immer wieder erreichen uns Anfragen von Forschern – nicht nur aus Deutschland.

Die Hohe Schule gilt als Zeugnis des reformatorischen Aufbruchs, spüren sie den Geist der neuen Zeit, wenn Sie in den alten Büchern blättern?

Das kann ich nicht ganz so sehen, vielleicht liegt es auch daran, dass ich eine Frau bin. Alle Bücher sind hier von Männern, das war eben die Zeit damals. Wobei natürlich schon der Gedanke wegweisend ist, dass hier wirklich nur dem eigenen Gewissen verantwortlich gelehrt werden sollte. Das ist schon revolutionär!



Die Fotos der Reportage stammen von der
Diplomdesignerin Eva Giovannini

Mehr zu ihrer Arbeit:

www.giografie.de

Zu Büchern und Reportagen von Georg Magirius: >>> **www.georgmagirius.de**